

BIOLANDBAU Die Zahl der Schweizer Biobauernhöfe sinkt – die einen kehren zurück zur Integrierten Produktion, andere hören ganz auf. Ist Bio in der Krise?

Die viel zu teure Knospe

Interview: Bettina Dyttrich

WOZ: Im Kanton Zürich und im Toggenburg nimmt die Zahl der Biobauernhöfe ab. Ist das in der ganzen Schweiz so?

Jacqueline Forster: Für 2007 haben wir noch keine Details. Es steht fest, dass die Gesamtzahl der Biobetriebe auch letztes Jahr gesunken ist, allerdings nicht mehr so stark wie in anderen Jahren. 2006 hatten wir mit vier Prozent den stärksten Rückgang. Aber die Zahl der Bauernbetriebe sinkt generell, so ist der Anteil der Biobetriebe in den letzten Jahren konstant bei zehn bis elf Prozent geblieben.

Was passiert mit denen, die das Bio-Suisse-Label Knospe abgeben?

2006 ist etwa ein Drittel zur Integrierten Produktion übergegangen, die weniger strenge Regeln verlangt, ein Drittel baut biologisch nach den EU-Richtlinien, die ebenfalls weniger streng sind als unsere. Das letzte Drittel hat aufgehört.

Einige Milchproduzenten im Toggenburg sagen, biologisch produzieren lohne sich nicht mehr, weil sie dank höherer Milchpreise mit konventioneller Milch fast gleich viel verdienen. Warum ist der Biomilchpreis nicht so stark gestiegen?

Der Weltmarktpreis steigt wegen der grossen Nachfrage nach Trinkmilch und Milchprodukten in Asien. Der Biomilchmarkt wächst weniger. Inzwischen steigt aber auch der Biomilchpreis. Zurzeit beträgt die Differenz zu konventioneller Milch etwa 10 Rappen pro Liter.

Was den Produzierenden auch Sorgen bereitet, ist das Tierfutter: Es muss neu zu hundert Prozent aus biologischem Anbau stammen.

Das ist eine neue EU-Richtlinie, die die Schweiz übernehmen muss. Biokühe fressen zu mindestens neunzig Prozent Gras und Heu, davon gibt es – ausser in sehr trockenen Sommern – genug. Das

Problem liegt beim ergänzenden Kraftfutter: Mais, Zuckerrübenschnitzel und Ähnlichem. Hier ist das Biofutter knapp. Viele Biobauern haben bisher Kraftfutter von Nichtbiobauern aus der Umgebung zugekauft. Dass das nicht mehr möglich ist, bereitet manchen Probleme. Über die Biobörse, eine Internetplattform, kann man gezielt nach Biofutter suchen.

«Die Fütterung der Nutztiere soll die menschliche Ernährung nicht direkt konkurrieren», steht in den Knospe-Richtlinien. Beim Schweinefutter passiert das aber: Seit das Verfüttern von Gastroabfällen verboten ist, wird Biofutter importiert, zum Beispiel Soja, das sehr wohl für Menschen essbar wäre. Finden Sie das sinnvoll?

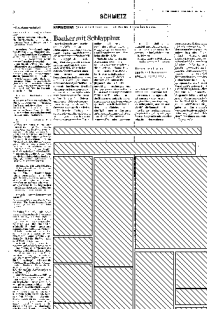
Das Verbot ist in der Tierseuchenverordnung geregelt, darauf haben wir keinen Einfluss. Gastroabfälle sind tatsächlich problematisch, da sie Medikamente und Gentech-Produkte enthalten können. Wir erlauben aber, Abfälle aus Knospe-Küchen an Schweine zu verfüttern.

Wie viel Spielraum hat die Bio Suisse überhaupt noch, wenn sie sich dauernd nach EU-Richtlinien richten muss?

Er ist schon kleiner geworden. Allerdings steht es uns frei, strenger zu sein, wo wir es sinnvoll finden: Der Kuhtrainer, der die Kühe im Stall mit elektrischen Schlägen dazu bringt, in den Graben zu koten, ist bei uns verboten, wir haben Flugverbot für Importe, und wir beziehen keine Frischprodukte aus Übersee, die auch in Europa produziert werden können.

Aber aus Israel?

Israel gilt als Mittelmeeranrainerstaat. Diese Staaten gehören in der EU-Importverordnung quasi zu Europa. Der wichtigste Unterschied zwischen Knospe und EU-Bio ist aber die Gesamtbetrieblichkeit: Nur ein ganzer Hof bekommt die Knospe. Es ist nicht möglich, Knospe-Getreide zu produzieren, aber



die Kühe nicht biologisch zu halten.

Viele Biopioniere kritisieren die Bio Suisse. Ich zitiere aus den «Bergheimat-Nachrichten»: «Die Bio Suisse hat sich zu einem wahren Büromonster entwickelt.» Viele Angestellte hätten «vom eigentlichen Bauern zu wenig Ahnung».

Das ist zu pauschal. Natürlich sind wir in den neunziger Jahren, als der Biomarkt gross wurde, stark gewachsen. Und in der Geschäftsstelle braucht es auch Fachleute für Marketing und Lebensmitteltechnologie. Aber sowohl im Vorstand, der die strategischen Entscheide fällt, als auch in der Delegiertenversammlung, die die Richtlinien festlegt, sitzen ausschliesslich Biobäuerinnen und -bauern.

Der Einfluss von Coop sei zu gross, ist ein weiterer Kritikpunkt.

Coop ist als Lizenznehmerin in keinem Gremium. Natürlich hat sie als grösste Verkäuferin von Knospe-Produkten einen gewissen Einfluss. Zum Beispiel bei der Zulassung von neuen Produkten. Aber nur was die strengen Verarbeitungsrichtlinien erfüllt, bekommt die Knospe. Coop wollte auch schon Produkte einführen, die wir ablehnen mussten. Zum Beispiel Gummibärchen.

Agrarpolitisch gehen die Positionen der Biobauern und -bäuerinnen stark auseinander: Die einen wollen möglichst grosse Höfe und in die EU exportieren, andere sind für regionale Kreisläufe und Ernährungssouveränität. Wie geht Bio Suisse mit dieser Bandbreite um?

Im Verband haben alle Meinungen Platz, wir sind ja keine politische Lobbyorganisation. Doch auch darüber gibt es Diskussionen – zurzeit wird ein neues Leitbild erarbeitet, das festlegen soll, ob wir uns stärker politisch ausrichten oder vor allem auf die Vermarktung konzentrieren sollen.

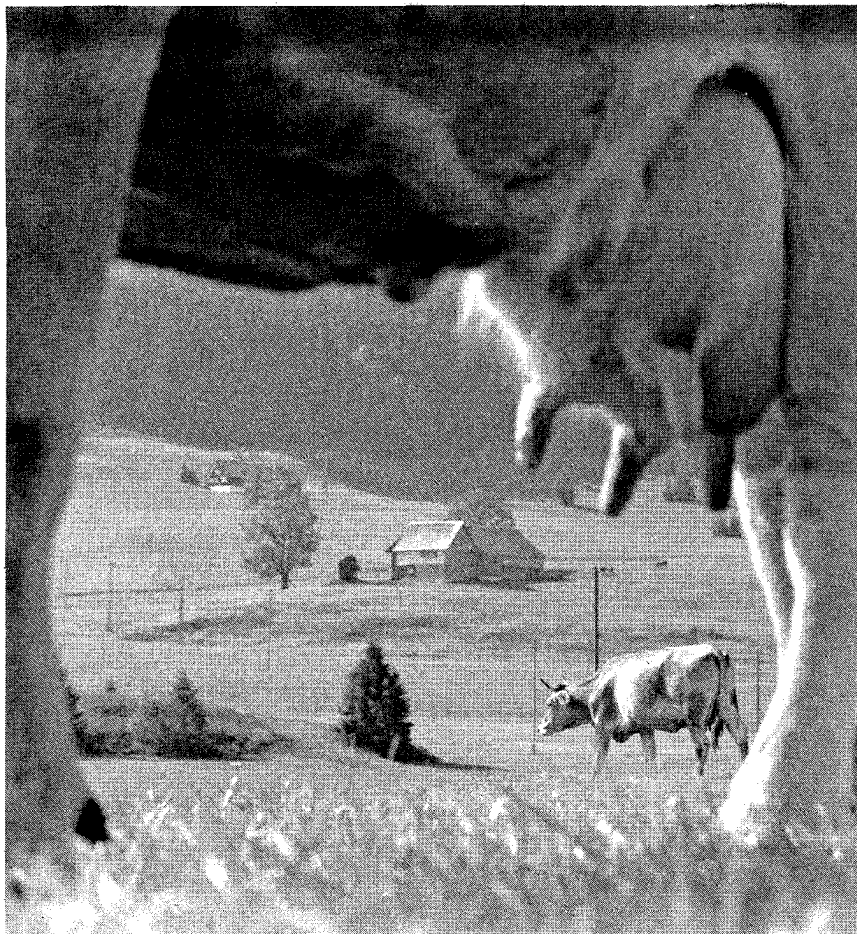
Lange hiess es, Biobauern und -bäuerinnen seien gut vorbereitet auf die Zukunft und müssten keine Angst haben vor dem Strukturwandel. Das stimmt nicht mehr. Es wäre falsch, die Knospe als Versicherung zu betrachten. Aber Biobauern haben gute Chancen, weil sie schon lange eigene Wege gehen. Lange wurden sie belächelt, hatten Schwierigkeiten, ihre Produkte zu verkaufen, und

haben trotzdem weitergemacht. Das prägt. Aber natürlich brauchen auch sie eine Agrarpolitik, die ihnen ein angemessenes Einkommen sichert. Den Strukturwandel, wie ihn Bundesrätin Leuthard propagiert, lehnen wir entschieden ab.

BIO SUISSE nimmt Stellung zum Agrar Freihandel: www.bio-suisse.ch.



Jacqueline Forster: Verantwortlich für Öffentlichkeitsarbeit bei Bio Suisse.



Billige Berta, teure Elsie? Viele BäuerInnen glauben, dass sich die biologische Produktion nicht lohnt, weil mit konventioneller Milch gleich viel zu verdienen ist.